

■ BERNDT DUGALL, DIREKTOR DER UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK JOHANN CHRISTIAN SENCKENBERG – GOETHE-UNIVERSITÄT FRANKFURT AM MAIN, IM INTERVIEW

von Andreas Brandtner und Hubertus Neuhausen

Zur Person: Berndt Dugall ist seit 1988 Direktor der Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg an der Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt am Main (bis 2004 Stadt- und Universitätsbibliothek). Zuvor war er u. a. Direktor der UB Gießen und stellvertretender Direktor der UB Marburg. Seit 2001 ist er Vorsitzender des bei der Deutschen Nationalbibliothek angebandenen Standardisierungsausschusses, seit 2004 Mitglied des OCLC Members Council und seit 2006 Vorsitzender des Vereins „subito. Dokumente aus Bibliotheken e. V.“



Zusammenfassung: In diesem Interview spricht Berndt Dugall über die Entwicklungen, die sich während seiner beinahe vierzigjährigen beruflichen Tätigkeit vollzogen haben. Der Übergang von gedruckten zu elektronischen Medien verändert die Rolle der Bibliotheken tiefgreifend. Die Bibliotheken müssen sich als Dienstleister in einer völlig veränderten Umwelt behaupten: Neben globalen Anbietern wie Google und Amazon müssen sie als Gruppe eine höhere Konsistenz aufweisen, die sich nicht zuletzt in einer höheren internationalen Standardisierung der Erschließungsregeln niederschlägt. Um als Dienstleister am Markt zu bleiben, ist für die Bibliotheken wichtig, schneller auf aktuelle Entwicklungen zu reagieren und dabei weniger vollkommene Lösungen zu suchen.

Schlagwörter: Bibliothek, Medienwandel, Dienstleistung, Google, Amazon, Katalogisierungsregeln, Anpassung an aktuelle Entwicklungen.

Abstract: In this interview, Berndt Dugall describes the changes in his professional life lasting nearly forty years. The transition from printed to electronic media has deeply changed role and function of libraries. Today's libraries have to offer their services in a completely changed environment. Competing with global enterprises, like Google

and Amazon, libraries all over the world have to become a more consistent network, especially with regard to the international standards of their cataloguing rules. If libraries want to remain a key service provider, they have to react more quickly to changes and to find solutions, which are less perfect.

Keywords: library, transformation of media, Google, Amazon, cataloguing rules, adaption of up to date trends.

Eckdaten UB Johann Christian Senckenberg Frankfurt am Main (2011)

Aktive EntlehnerInnen: 52.933

Entlehnfälle: 1,53 Mio.

Erwerbungsetat: 6,74 Mio. EUR

Medienbestand: 8,32 Mio.

Lizenzierte elektronische Zeitschriften: 25.361

Lizenzierte E-Books: 107.620

Sie sind jetzt seit ungefähr 40 Jahren im Bibliotheksgeschäft und haben damit eine äußerst spannende Zeit erlebt und mitgestaltet. Wenn Sie zurückblicken, was waren für Sie die markanten Entwicklungslinien, die nachhaltig in die Zukunft hineinwirken?

Wenn wir schauen, was sich in der Vergangenheit alles verändert hat, lassen sich zwei verschiedene Arten von Veränderungsprozessen feststellen: erstens Prozesse, die über eine gewisse Zeit eine Wirkung entfaltet haben und dann obsolet wurden. Das zweite sind Prozesse, die sich dauerhaft ausgewirkt haben, wobei dauerhaft einen nicht näher abzuschätzenden Zeitraum bedeutet, aber auch nicht für die Ewigkeit. Wenn ich jetzt versuche, ein paar Marksteine herauszugreifen, kann man sagen, zu bestimmten Zeiten und unter bestimmten Rahmenbedingungen sind Entwicklungen mit viel Aufwand und Kosten aufgebaut worden, die über einen gewissen Zeitraum auch ihren Zweck erfüllten, um dann überflüssig zu werden und durch anderes abgelöst zu werden. Ein sehr schönes Beispiel sind die Zettelkataloge, die über 50 Jahre ihre Bedeutung hatten, aber mit der zunehmenden Verbreitung automatisierter Prozesse nach und nach obsolet wurden. Andere Dinge, die sehr viel stärker bibliotheksintern ausstrahlen, haben auch ihre Blütezeiten und vergehen: Als ich im Beruf anfang, mussten wir uns alle hinsichtlich der Struktur der Kataloge mit den Preußischen Instruktionen (PI) auseinandersetzen. Ich habe die Phase erlebt, wie diese

ganze PI-Welt in eine RAK-Welt überführt wurde. Das ging nicht von jetzt auf gleich, sondern hat in der Summe acht bis neun Jahre gedauert. Heute stehen wir in einer Situation, wo wir uns darauf einstellen müssen, dass auch die RAK-Welt wieder obsolet wird und durch was anderes abgelöst wird, sei es RDA oder was immer dann kommt.

Jetzt ist die Frage, was sich nachhaltig verändert hat und was an Veränderungen auch tatsächlich geblieben ist. Da lassen sich aus meiner Sicht beispielhaft zwei Felder benennen: Das erste Feld ist die deutlich veränderte Auffassung über die Rolle des Nutzers, der Nutzerin, die Hinwendung zum Nutzer. Das können Sie beispielsweise an den Öffnungszeiten festmachen und an der Idee, Bibliotheken müssten Marketing betreiben. Als ich in der Ausbildung war, war Marketing kein Thema. Wenn wir uns auf die Hochschulbibliotheken beschränken, ist die entscheidende Veränderung die intensive Hinwendung zu einschichtigen Bibliothekssystemen. Eine spannende Frage wäre, die ich nicht beantworten kann, was die Treiber für diese Entwicklung waren und warum es vorher nicht möglich gewesen ist. Diese Zusammenhänge sind im Hochschulbereich schon vor 130 Jahren diskutiert worden, und diese Diskussionen führten über viele Jahrzehnte zu nichts. Jetzt ist die Frage, warum haben sie in den letzten 20/25 Jahren entscheidende Auswirkungen gehabt. Eine Auffassung ist, dass mit der zunehmenden Automatisierung das Festhalten an einem bestimmten Standort nicht mehr so bedeutsam gewesen ist, dass es nicht mehr so entscheidend ist, ob etwas hier steht oder da. Vielleicht ist auch bei den Entscheidungsträgern die Einsicht gewachsen, dass ein verändertes Nutzerverhalten und eine veränderte Anforderung von Seiten der Nutzer nur in größeren Einheiten praktisch umsetzbar ist, dass es bei Kleinsteinheiten nicht mehr funktioniert. Die dritte Möglichkeit könnte sein, dass bei den Meinungsmachern in den Hochschulen, bei den entscheidenden Forschern, die Rolle und Bedeutung der Bibliothek insgesamt zurückgegangen ist, so dass sie es nicht mehr als notwendig angesehen haben, über einen eigenen Bereich zu verfügen. Denn wir dürfen nicht vergessen, Institutsbibliotheken waren über viele Jahrzehnte nicht nur Forschungsinstrumente, sie waren auch Statussymbole. Dieses Statussymbol hat plötzlich nicht mehr die Bedeutung, die es mal hatte.

Zur Begründung der bibliothekarischen Marketing-Aktivitäten, die Sie erwähnt haben, ist festzustellen, dass wir aus einer Monopolsituation in eine Marktsituation gekommen sind, in der es Konkurrenzangebote gibt. Haben Sie den Eindruck, dass wir um unsere Nutzer kämpfen müssen?

Diese Überlegung, dass man sich aktiv betätigen muss, um Nutzer-schichten zu requirieren und heranzuführen, ist in den Öffentlichen Bibliotheken schon früher sehr viel stärker ausgeprägt gewesen als in den Wissenschaftlichen Bibliotheken, wo eine bestimmte Nutzerklientel über eine lange Zeit keine echten Alternativen hatte. Ebenfalls spielt eine Rolle, dass es im Prinzip auch möglich ist, Dienstleistungen völlig neu aufzubauen, die überhaupt keine Tradition haben, seitdem die Digitalisierung der Information soweit fortgeschritten ist. Solange wir es mit physischem Bestand zu tun haben, kann ja keiner hingehen und innerhalb von drei Monaten eine Alternative zur British Library aufbauen. Aber in der elektronischen Welt wäre es für eine Firma wie Google prinzipiell möglich, in zwei Jahren hinsichtlich der Inhalte eine British Library alternativ nachzubauen.

Zugespitzt formuliert: Könnte es passieren, dass uns als Hochschulbibliotheken die Benutzer abhandenkommen?

Ja, das könnte theoretisch passieren, aber die Benutzer sehen die Bibliothek heute sehr oft mit völlig anderen Augen als noch vor zehn oder 20 Jahren. Die Bibliothek ist viel stärker in das Feld eines sozialen Raums übergegangen. Sie ist mehr zum Treffpunkt mutiert als zu einer Quelle, in der ich Informationen finde, die ich für einen bestimmten Zweck benötige. Denn vieles, das die Bibliothek anbietet, kann ich auch auf andere Weise beschaffen. Aber was ich bei diesen anderen Verfahren nicht kann, ist damit ein soziales Ambiente zu kombinieren. Das ist, was die Bibliothek heute noch in ihrer Bedeutung hält.

Werden Bibliotheken in Universitäten auch weiterhin die Funktion erfüllen, ein sozialer Treffpunkt und ein Ort zum Lernen sein, und ist diese Funktion etwas, was Universitäten, die Forschen und Lernen vermitteln, existentiell brauchen?

Ja und Nein. Ja, weil wir davon ausgehen können, dass Lernen auch immer mit sozialen Interaktionen verbunden sein wird. Nein, weil kein Mensch weiß, wie sich etwa in 20 oder in 25 Jahren die Universitäten und die Vermittlung von Wissen und Methoden in diesen Universitäten insgesamt gestalten wird. Ein einfaches Beispiel: Die Fernuniversität Hagen ist mittlerweile nach Studentenzahlen die größte Universität in Deutschland. Sie funktioniert nicht mehr über soziale Interaktionen in festen Räumen. Es

könnte zukünftig sein, dass in der elektronischen Welt sehr viel stärker auf Distance-Learning-Strukturen gesetzt wird. Im Moment hält jede Hochschule noch ihre Kurse für ihren Einzugsbereich. Es gibt in Deutschland in jedem Semester um die 100 Vorlesungen „Einführungen in das Öffentliche Recht“. Man könnte sich Strukturen vorstellen, wo nur noch an drei Stellen solche Kurse gehalten werden und der Rest sie aus dem Netz bezieht.

Wenn Sie sich die Hochschulbibliothek in etwa zehn Jahren vorstellen und die bibliothekarische Ausbildung damit in Verbindung bringen, welche Kompetenzen muss dann eine Bibliothek besitzen, damit sie erfolgreich ist? Was verlangen Sie von einer zeitgemäßen bibliothekarischen Ausbildung?

Der ganz entscheidende Punkt ist, in der Lage zu sein, Nutzerbedürfnisse nicht nur zu erkennen, sondern in einer gewissen Weise zu antizipieren, so dass die Einrichtung in der Lage ist, mit einem Angebot schon da zu sein, wenn sich die Nachfrage tatsächlich ergibt. Dass man also Trends erkennt und auf diese Trends schon reagiert, bevor sie sich zum richtigen Hype entwickeln. Dies enthält auch das Risiko, dass man gelegentlich danebenliegen kann. Wenn ich nichts mache, kann ich aber auch danebenliegen. Wenn ich mal sage, was sich ändert: Wir werden kontinuierlich, was die Beschaffung von Informationen angeht, anteilmäßig mehr für elektronische Medien ausgeben. Der gedruckte Bereich sinkt immer weiter nach unten. Wir werden akzeptieren müssen, dass zunehmend größere Teile der Universitätsangehörigen die Bibliothek eher als Abstraktum wahrnehmen, aber nicht mehr konkret dahin gehen. Wir strengen uns ja selbst intensiv an, den Leuten die Dienste auf den Schreibtisch zu liefern oder ins Bett oder sonst wohin. Wir werden uns in den nächsten fünf Jahren auch damit auseinandersetzen müssen, dass wir sehr viel mehr Dienste auf den unterschiedlichsten mobilen Geräten anzubieten haben. Der klassische Computer stirbt aus.

Was die Ausbildung des Höheren Dienstes angeht, bin ich der Auffassung, dass sich ein starker Wandel vollzogen hat. Allerdings hat sich dieser Wandel sehr viel stärker auf technische Verfahren und Strukturen bezogen und nicht so sehr auf die Komponente des Dialogs oder der Interaktion mit dem Nutzer. Das ist problematisch. Denn wenn ich der Oberexperte im Semantic Web bin, kriege ich immer noch keine vernünftige Nutzerbeziehung hin.

Dann kommen wir zu einem anderen Widerspruch, von dem ich nur sagen kann, ich nehme ihn als Widerspruch wahr, ohne zu behaupten, die

eine Seite hat Recht, die andere Unrecht. Ich beobachte eine Tendenz, die dahin geht zu meinen, in dieser digitalen Welt täte noch mehr Reglement und noch mehr Erschließungswerkzeug dringend Not und sei geboten. Dann stellt sich für mich die Frage, warum kommt Google ohne Regelwerk aus und die Leute finden was und warum finden sie in den hoch strukturierten regelwerksbasierten Katalogen bei uns häufig nichts? Also irgendwo passt das mit dem Wahn, man müsse immer mehr regeln und strukturieren und noch immer neue Ontologien aufbauen, nicht so recht zusammen.

Differenzieren wir bitte noch den Blick auf die elektronischen Medien: Wir haben in den STM-Fächern gesehen, dass der Umstieg auf die elektronischen Medien eigentlich vollständig abgeschlossen ist. Hingegen scheinen in den Geistes- und Sozialwissenschaften die Wissenschaftler und Studierenden noch stark auf das gedruckte Buch und die gedruckten Zeitschriften orientiert zu sein. Können Sie sich vorstellen, dass in einem Zeitraum von 10 bis 15 Jahren hier ein ähnlicher Umwandlungsprozess wie im Bereich der STM-Fächer stattfinden wird?

Nach meinem Erfahrungshorizont ist es so, dass auch in den Wirtschaftswissenschaften dieser Umbruch schon in vollem Gang ist. Ich glaube ebenfalls, dass die Sozialwissenschaften in einem Zeitraum von bis zu zehn Jahren in ähnlicher Weise von dieser Entwicklung betroffen sind. Schwieriger ist das für die Geisteswissenschaften zu prognostizieren, und zwar aus zwei Gründen: Erstens weil man nicht weiß, wie sich die Rezeption von Texten insgesamt über einen längeren Zeitraum verändert. Zweitens haben wir in den STM-Fächern, in denen es darauf ankommt, relativ kurze aktuelle Informationen kontinuierlich zu verfolgen, die stärksten Entwicklungen zur neuen Form. Schon in der gedruckten Welt war etwa in der Medizin die Zeitschrift weitaus dominanter als das Buch. Das ist bei den Geisteswissenschaften völlig unterschiedlich. Da ist das zentrale Forschungswerkzeug offensichtlich noch die klassische Monographie. Ob sie sich durch elektronische Varianten vollständig substituieren lässt, ist schwer zu prognostizieren.

Sicherlich wird dieser Prozess dadurch forciert, dass über Aktivitäten wie das Google-Buchprojekt perspektivisch jedes urheberrechtlich nicht gebundene Buch elektronisch vorliegen wird. Damit werden viele Materialien erstmals relativ leicht zugänglich, die vorher nur mit enormem Aufwand erreichbar waren. Außerdem setzt mit diesen Möglichkeiten die Diskussion

ein, ob die physischen Exemplare tatsächlich noch an jedem Ort aufgehoben werden müssen oder ob es nicht reicht, einige wenige Zentren zu bilden, sozusagen Notfallzentren, und den Rest kann man wegwerfen. Wir werden ab spätestens 2025 in eine Phase eintreten, wo bei Bibliotheken wie den unsrigen jedes Jahr in der Statistik nachgeschaut wird, um wie viele Einheiten der Bestand geschrumpft ist. Das lässt sich nicht aufhalten. Die einzige Barriere, die noch existiert, die sozusagen den völlig freien Fluss nicht erlaubt, ist das Urheberrecht. Da wage ich zu prognostizieren, das erste, was fallen wird, ist das Urheberrecht für verwaiste und vergriffene Werke.

Die spannende Frage ist, wenn es sich so entwickelt, wie wir das jetzt besprechen, ob dann nicht in zunehmend mehr Hochschulen die Entscheidungsträger auf die Idee kommen, ob sie, was die verbleibenden Aufgaben angeht, noch eine Bibliothek brauchen. Könnte das nicht beispielsweise das Rechenzentrum mitmachen? Es könnte sein, dass das, was sich an Kernaufgaben in diesem neuen Feld herauskristallisiert, immer stärker dem ähnelt, was auch an anderer Stelle gemacht wird.

Gibt es eine bibliothekarische Kernkompetenz, die in den nächsten Jahren konzentriert weiterentwickelt werden sollte, damit die Bibliotheken reüssieren?

Ich glaube, die Kernkompetenz wäre dafür zu sorgen, dass unsere Dienste immer so optimiert werden, dass sie den möglichen Nachfragern in ihren Vorstellungen am besten entgegenkommen. Die Nutzer von heute wachsen in einer Welt auf, die wenigen simplen Prinzipien genügt. Das erste ist, in den allermeisten Fällen will niemand das Beste haben, sondern will den bequemsten Weg gehen, um irgendwas zu kriegen. Bequemlichkeit wird eindeutig höher eingestuft als Qualität. Es gibt Felder, in denen das nicht so ist. Aber der Normalfall ist, Bequemlichkeit steht immer vor Qualität, und wenn ich ein besseres Angebot habe, was nur umständlicher zu erreichen ist, habe ich keine Chance. Diesen Trend werden wir als Bibliothekare definitiv nicht brechen, und das ist im Prinzip genau das gleiche, wie sich vor 50 Jahren der Individualverkehr oder der Personenverkehr sukzessive von der Eisenbahn auf das Auto verlagert hat, weil das Auto eine Bequemlichkeit bieten konnte, die die Bahn nie erreichen kann.

Entscheidend ist auch, zu akzeptieren, dass die Art und Weise, wie wir Dienste anbieten müssen, permanenten technologischen Sprüngen unterliegt. Wir müssten es schaffen, diese technologischen Sprünge sehr zeitnah

in unser eigenes Angebot zu integrieren. Dabei müssen wir gar nicht völlig neue Dienste erfinden. Es ist nicht unsere Aufgabe, den Leuten vorzulesen oder den Kunden die Füße zu waschen, um es deutlich zu sagen, aber wir müssen das, was es gibt, und das, was es an unterschiedlichen Formen gibt, so an die Frau oder an den Mann bringen, wie es aktuell erwartet wird. Sie haben jetzt Ihr iPad vor sich. Ich könnte Ihnen von unseren Diensten fast nichts adäquat auf iPad bieten, weil wir nicht über die geeigneten Apps verfügen, die sinnvollerweise eingesetzt werden. Wenn wir uns jetzt bemühen und in vier Jahren eine Lösung haben, muss ich davon ausgehen, das ist zwar schön, aber hilft nicht weiter, sondern dann gibt es wieder was anderes, das ich jetzt nicht kenne. Das ist das Problem, dass wir solche Dinge mit einem sinnvollen Aufwand schneller in die Praxis überführen müssen. Dass das jeder selbst leisten kann, ist unmöglich, das müssen wir akzeptieren. Das heißt, man wird diese Leistung kaufen oder übernehmen müssen.

Hat das Bibliothekswesen in den letzten Jahrzehnten markante Fehler gemacht hat?

Vielleicht, wenn ich die Bibliotheken als weltweit agierendes Gebilde ansehe, dass wir nicht rechtzeitig genug erkannt haben, welch hohen Stellenwert und großen Vorteil Vereinheitlichung bietet, also Standardisierung. Das ist zu spät aufgegriffen worden. Über Jahrzehnte hat sich jede Teil-Community in ihrer eigenen Welt eingerichtet. Das konnte bis hin zu institutseigenen Systematiken führen, die nur drei Leute in diesem Institut beherrscht haben.

War das auch eine Motivation für Sie, sich bei OCLC (Online Computer Library Center) zu engagieren, weil Sie gesehen haben, dass eine über-nationale Standardisierung, dass über-nationale Strukturen in Zeiten des Internets notwendig sind, um die Bibliotheken zukunftsfähig zu halten?

Ja. Wenn wir gegenüber den großen Informationsanbietern im kommerziellen Bereich irgendwie mithalten wollen, ist es nicht so, dass wir die Zwerge wären und das sind die Riesen. Nur sind wir wie so eine Qualle, so eine schwammige Masse, die man kaum fassen kann, und die kommerziellen Informationsanbieter sind eine fest gefügte Einheit. Wenn man aber diese schwammige Masse verbessern will, geht das nur, indem sich alle

Teilkomponenten an die gleichen Rahmenbedingungen halten. Das heißt, nur wenn wir es schaffen, unsere Inhalte so zu vereinheitlichen, dass sie in ihrer Gesamtheit von einem Dritten aus betrachtet als homogenes Konstrukt erscheinen, haben wir auch quantitativ eine Masse, die ein gewisses Gegengewicht bilden kann.

Wir brauchen bestimmte Stellen, die dafür sorgen, dass die Dinge nicht auseinander fließen. Wir reden immer davon, dass das Internet das Beispiel für ein völlig unstrukturiertes Wirken sei. Das stimmt so nicht, denn auch im Internet gibt es ein paar fundamentale Regeln, die man einhalten muss, sonst kann man überhaupt nicht teilnehmen. Dafür gibt es Regulati-onseinrichtungen, beispielsweise die ICANN (Internet Corporation for Assigned Names and Numbers), wenn es um die Vergabe von Internetadressen geht. Irgendjemand muss darauf achten, dass bestimmte Dinge sich nicht so entwickeln, dass sie nachher haarscharf aneinander vorbei laufen. Ich möchte nicht eine Aufsichtsbehörde, die einem vorschreibt, was man zu tun und zu lassen hat, aber eine Instanz wäre wichtig, die dafür sorgt, dass Prozesse nicht so nebeneinander herlaufen, dass sie sich am Ende widersprechen.

Wenn wir auf der einen Seite feststellen, dass dieser Qualle Bibliothekswesen offensichtlich Struktur in Form von internationaler Standardisierung fehlt, dann hat sie auf der anderen Seite zu viel Struktur, insofern sie lokal überreglementiert ist.

Es ist in der Tat so, dass wir uns mit dem Hang, alles und jedes, was Strukturen und Ordnung angeht, bis ins letzte Detail regeln zu wollen, permanent ein Bein stellen. Ich habe das in meiner beruflichen Laufbahn an vielen Stellen immer wieder erleben müssen: Als wir die ersten Gehversuche gemacht haben, die Katalogisierung zu automatisieren, war das noch die Zeit, als es Bibliothekstastaturen und Bibliotheksdruckketten gab. Damals wurde monatelang gestritten, ob auf dieser Tastatur das isländische Thorn in kleiner und großer Ausprägung abbildbar sein muss. Kein Mensch mit Verstand konnte einem sagen, wozu das gut sein sollte, aber es musste sein.

Freilich gibt es Bereiche, wie etwa die Medizin oder das Bankwesen, wo ich nicht sagen kann, wenn es in 99 Prozent aller Fälle gut ist, dann reicht das aus. Bei uns ist es jedoch so, dass man zunächst mal schauen muss, was lässt sich in einem vernünftigen Zeitraum in großer Menge erledigen. Aber die Bibliothekare sind offensichtlich aus ihrer persönlichen Neigung

heraus eher dazu befähigt, bei allem nicht die große Linie zu sehen, sondern die Randerscheinungen, und bevor die Randerscheinungen nicht geregelt werden, kann die große Linie erst gar nicht angepackt werden. Das ist ein grundsätzliches Problem.

Andere sagen, ich mache was, und hoffen, dass es den Leuten gefällt, und nehmen in Kauf, dass es auch an manchen Ecken quietscht. Das ist der grundsätzliche Unterschied, und es stellt sich die Frage, woher das kommt. Vielleicht ist es so, dass in der Vergangenheit, für die aktuelle Situation will ich nicht sprechen, dieses ganze Berufsfeld auch Personen in besonderer Weise angezogen hat, die für die Ordnungsliebe und Pedanterie prädestiniert sind, und der andere Typ, der eher Fünfe gerade sein lässt, der ist nicht im Bibliothekswesen aufgeschienen. Das Problem ist, dass wir in der Umsetzung nicht die Schnellsten sind.

Mit der Einführung der RDA in Deutschland und Österreich schließen wir uns einem internationalen Regelwerk an, das ja beinahe global ist. Wäre damit und mit der Teilnahme an einem übernationalen Cloud-Computing-basierten Bibliothekssystem der Weg geebnet, ein ähnliches wirtschaftliches Potential aufzubauen wie kommerzielle Informationsanbieter?

Ich weiß gar nicht, ob es auf das wirtschaftliche Potential in diesem Zusammenhang so sehr ankommt, aber was passieren würde ist, dass unsere gesamten Informationsbestandteile deutlich homogener verfügbar gemacht werden können und wir damit in der Summe ein Gegengewicht – vielleicht ist auch Gegengewicht der falsche Ausdruck –, aber so eine Art relevanter Teilnehmer am Verfahren sein könnten im Vergleich zu Google etwa, was wir mit Teilmengen nie sein können.

Wenn wir nicht ein weltweit anerkanntes Regelwerk haben, ist das mit dem Auffinden immer ein Problem, weil die gleiche Information dann doch in Nuancen anders strukturiert ist, und da es bei maschinellen Suchverfahren auf jedes einzelne Zeichen ankommt, ist es schon ein Unterschied, ob irgendjemand an irgendeiner Stelle einen Punkt gesetzt hat und der nächste keinen oder ob in beiden Fällen keiner oder in beiden Fällen einer gesetzt worden ist.

Warum sind solche Unterfangen wie die Chemical Abstracts so erfolgreich geworden? Sie sind deshalb so erfolgreich geworden, weil sie sich nie auf nationale Fragen oder sonst was eingelassen haben, sondern weil sie immer gesagt haben, es gibt nur eine Chemie und für diese schaffen wir die-

se und jene Struktur, um unsere Information irgendwie aufzubereiten und zugänglich zu machen; und das muss weltweit sein. Da wo es Brüche gab, hat man unter großen Verrenkungen schon in den 1960er Jahren erstaunliche Vereinheitlichungen durchgeführt. Zum Beispiel was in der konventionellen Betrachtung überhaupt keine Rolle spielte, aber in der maschinellen Verarbeitung tödlich war, war die Tatsache, dass entscheidende chemische Substanzen in der englischen Sprache mit „E“ anfangen und in der deutschen Sprache mit „Ä“. Es hieß Äthylen, es hieß Äthen, es hieß Äther usw. Dann hat man sich darauf geeinigt, dass die Deutschen auch akzeptieren, dass sie diese Begriffe mit „E“ schreiben. Man hat hier gesagt, nationale Konventionen oder sonst was schön und gut, aber um zusammen zu kommen, müssen wir jetzt einmal springen, und man ist dann gesprungen. Die Notwendigkeit der Vereinheitlichung ist im Zeitalter der digitalen Informationsverarbeitung manchmal mit einem viel höheren Stellenwert versehen als vorher in der analogen Welt. In der analogen Welt spielte das keine so große Rolle, weil der Intellekt diese Dinge ja unterscheiden konnte, aber die Maschine kann diese Dinge nicht auseinander halten.

In seinem Report „Libraries at Webscale“ hat OCLC die Idee vorgestellt, dass man Infrastruktur an OCLC outsourced und dass die Community schnell und flexibel individuell Apps entwickelt und anderen zur Verfügung stellt. Wäre das für Sie ein Weg?

Ja, der Witz ist der, wenn man auf einer homogenen Plattform so etwas macht, ist sichergestellt, wenn einer etwas entwickelt, was bei ihm funktioniert, dann funktioniert es auch bei allen anderen, wenn sie es haben wollen. Das heißt aber nicht, dass sie es nehmen müssen. Aber wenn ich es übernehmen möchte, habe ich die Garantie, dass es unter meinen Bedingungen genauso funktioniert. Ich brauche keinen zusätzlichen Anpassungsaufwand. Wenn ich heute auf die Schnapsidee käme, was ich mir weder leisten kann noch will, dass ich dringend bei mir im Badezimmer einen goldenen Wasserhahn bräuchte, dann beauftrage ich nicht jemanden, mir einen zu schmieden, sondern ich gehe ins Geschäft, kaufe einen und verlasse mich drauf, dass der Wasserhahn das standardisierte Gewinde hat, das in Europa im Klempnerbau vorgesehen ist, nämlich ein Halbzollgewinde. So muss man es sich mit der App vorstellen und nicht, dass ich mir ein Stück Blech kaufe, es vergolden lasse, und hinterher muss einer kommen und sehen, wie er es anbringt, und dacht wird es sowieso nie. Das Entscheidende ist, dass solche Dinge austauschbar werden. Was sich

einer ausdenkt, muss ja nicht für alle gut sein, aber für die, denen es gut erscheint, muss es leicht anwendbar sein. Auf diese Art und Weise kann ich viel schneller reagieren, weil irgendjemand sich immer mit irgendetwas beschäftigt, worauf ich nie käme, und dann, wenn es das gibt, könnte ich es einsetzen. Das ist eigentlich der Hintergrund dieser Apps, wobei Apps auch schon wieder von gestern sind. Die Web-App ist jetzt das allerneueste, und wenn wir die Web-App irgendwann mal realisiert haben, dann werden wir gesagt bekommen, das haben wir mal vor Jahren gemacht. Das ist halt das Hase-Igel-Prinzip, leider, aber was wollen wir machen.

Wobei das Bibliothekswesen immer schon etwas eigen gewesen ist, wenn es um solche Dinge ging, und wenn es irgendwo etwas gibt, das man übernehmen könnte, wird eine Kommission gegründet, die prüft, unter welchen Bedingungen es übernommen werden kann. Am Ende dieser Kommission gibt es in der Regel das Ergebnis: Es kann überhaupt nicht übernommen werden, sondern wir müssen etwas Eigenes machen. So ist beispielsweise das MAB-Format entstanden. Das MAB-Format ist durch die Arbeit einer Kommission entstanden, die die Übernahme des MARC-Formats überprüfen sollte. Sie ist am Ende zu der Erkenntnis gelangt, dass geht alles gar nicht, wir machen ein eigenes Format.

Ja, so läuft die Welt, und das Entscheidende ist, wir müssen, so leid es mir tut, nicht viel besser werden, wir müssen viel schneller werden. Das habe ich mittlerweile begriffen; das Entscheidende ist nicht mehr, wie gut man ist, das Entscheidende ist, wie schnell man ist. Das heißt nicht, dass die Schnelligkeit grundsätzlich dazu führen muss, dass man nur noch Schrott anbietet, aber dieses winzige bisschen Verbesserung bis zur Perfektion kostet in der Regel die meiste Zeit. Nur muss man irgendwann einen Schnitt machen und sagen, jetzt ist es gut, mehr lass ich sein. In diesem Sinn.

Dr. Andreas Brandtner

Direktor der Universitätsbibliothek Mainz

E-Mail: a.brandtner@ub.uni-mainz.de

Dr. Hubertus Neuhausen

Direktor der Universitätsbibliothek Marburg

E-Mail: hubertus.neuhausen@ub.uni-marburg.de